

3 Die Utopie im Archiv des Realismus: Eine Vorgeschichte

3.1 Die schwache Position der Utopie nach 1848

Wirft man einen Blick zurück auf die bis zu diesem Punkt behandelten Utopien, dann sticht besonders eines hervor: Über ideologische und ästhetische Gattungsdynamiken hinweg hat die Utopie Strategien ausgebildet, um ihre Realitätsnähe zu untermauern. Die Gattung scheint während der 1870er-Jahre in eine überaus defensive Position geraten zu sein, und es schließt sich hieran die Frage an, wogegen genau sie sich zu behaupten hat?

Eine Teilantwort hierauf haben die Ausführungen über den Marxismus gegeben, aus denen deutlich wurde, dass spätestens mit dem Marx'schen *Manifest* die Forderung erhoben wird, sozialistische Gesellschaftsentwürfe wissenschaftlich zu erhärten. Doch dieser Anspruch ist lediglich Teil der Signatur einer ganzen Epoche, die Wirklichkeitsnähe in einem viel umfassenderen Sinn als einen Wert hochhält und die in der Literaturgeschichte nicht zufällig den Namen ›bürgerlicher Realismus‹ trägt. Diese epochentypische Haltung, eine Folge der Revolution von 1848, hat Konsequenzen auch für die Rolle der Utopie: In einer knappen These gefasst, verliert die Gattung Utopie im mentalitätsgeschichtlichen Kontext der Epoche an Bedeutung und rückt in eine schwache Position. Innerhalb der Debatten des bürgerlichen Realismus, um die es nun in einem ersten Schritt geht, wird der Literatur eine Aufgabe zugewiesen, welche die Utopie kaum zu erfüllen vermag.

Im Sinne einer Vorgeschichte der darwinistischen Utopien der 1870er-Jahre wird nun ein Blick auf die Jahre unmittelbar nach 1848 geworfen. Es gilt, die Utopieskepsis des ›bürgerlichen Realismus‹ zu rekonstruieren und darauf aufbauend eine weitere Antwort aufzuweisen, den die Utopie gibt, um dem auf ihr lastenden Druck entgegenzutreten.

3.1.1 Wirklichkeitsbezug statt Spekulation als Signum der bürgerlichen Epoche

1854 hält Hermann Hettner, zu diesem Zeitpunkt außerordentlicher Professor für Kunst- und Literaturgeschichte an der Universität Jena, einen Vortrag mit

dem Titel *Robinson und die Robinsonaden*.¹³⁸ Es handelt sich um eine literaturgeschichtliche Analyse, die den Versuch unternimmt, Daniel Defoes 1719 publizierten *Robinson Crusoe* sowohl ideologisch – Hettner sieht in ihm eine Darstellung der Genese der bürgerlichen Gesellschaft – als auch aufgrund seiner Erzählweise mit den Leitbildern der bürgerlichen Epoche in Übereinstimmung zu bringen.¹³⁹ Besonders deutlich wird das, wo der Literaturhistoriker Defoes *Robinson* von dessen unzähligen Nachahmern, dem »brandenburgischen, berliner, böhmischen, fränkischen, schlesischen [...]« bis hin zum »oberösterreichische[n] Robinson«¹⁴⁰ in Schutz nimmt. Die Trennlinie, die dieser enge Freund Gottfried Kellers zwischen Defoes Prototypen und dessen Epigonen zieht, verläuft zwischen dem ›Möglichen-Naturwahren‹ auf der einen und dem ›Unmöglich-Phantastischen‹ auf der anderen Seite. In den Abkömmlingen des *Robinson Crusoe*, so Hettner, würde das »Wundersame [...] zum Wunderbaren und Fabelhaften, das Mögliche und Naturwahre zum Unmöglichen und Phantastischen« gesteigert.¹⁴¹

Hettners Wortwahl produziert Entgegensetzungen, die nicht nur der Argumentation seiner Vorlesung zugrunde liegen, sondern denen in den literarischen Debatten nach 1848 grundsätzlich eine wichtige Bedeutung zukommt. Mehr noch kann gelten, dass in Hettners Oppositionsbildung eine Konfliktlinie hörbar wird, die für die nachrevolutionäre Epoche insgesamt repräsentativ ist. Auf einer Ebene von höherer Allgemeinheit verläuft sie zwischen einer Aufwertung des Wirklichkeitsbezuges und einer Abwertung der Spekulation.

In diesem Sinne hat Peter Stemmler auf Grundlage einer materialreichen Diskursanalyse aufweisen können, dass es nach 1848 in den Debatten der Liberalen zu einer emphatischen Verwendung der Begriffe »praktische Politik« und »Realpolitik« und einer Entwertung jener der »philosophische[n] Spekulation« und »Phantasie- und Gefühlspolitik« komme sowie weiter zu einer durchgängig

138 Hermann Hettner: *Robinson und Robinsonade* (Vortrag). Berlin: Verlag von Wilhelm Hertz 1854, S. 29 f. Zu den biografischen Informationen vgl. P. G.: Hermann Hettner. In: Deutsches Literaturlexikon. Biographisch-bibliographisches Handbuch. Begründet von Wilhelm Kosch. Bd. 7. Hg. von Heinz Rupp und Carl Ludwig Lang. Bern: Francke 1979, S. 1095f.

139 Berthold Auerbach, Gottfried Keller und Peter Rosegger haben Defoes Text etwa zeitgleich in ihren literarischen Texten aufgegriffen. Vgl. Wagner: Die literarische Öffentlichkeit der Provinzliteratur. 1991, S. 138–146.

140 Hettner: *Robinson und Robinsonade*. 1854, S. 34.

141 Hettner: *Robinson und Robinsonade*. 1854, S. 36. Er unterscheidet den *Robinson Crusoe* von den anderen »abenteuerliche[n] und fabelhafte[n] Reisebeschreibungen« (S. 25), welche die »kindische Märchenlust des Zeitalters« (S. 26) befriedigten und es »nur auf das Wunderbare und Phantastisch-Romantische abgesehen« (S. 27) hatten. Vgl. auch seine abwertende Rede von »Phantasmagorie«, »Zauberpossen« und »Spektakelstücke[n]« (S. 37).

affirmativen Verwendung von »Praxis« und »Wirklichkeit« und einer negativen der Begriffe der »abstrakte[n] Theorien« und »utopische[n] Ideen«.¹⁴²

Fragt man nach den Hintergründen dieses diskursiven Musters, wird man auf den mentalitätsgeschichtlichen Wandel verweisen können, den die Revolution von 1848 für das liberale Bürgertum markiert hat; eine Zäsur, über deren epochale Bedeutung innerhalb der Geschichtswissenschaft weitgehend Einigkeit herrscht. Es ist davon auszugehen, dass die aus Sicht des Bürgertums gescheiterte Durchsetzung der Revolutionsziele, nämlich das Recht auf politische Selbstbestimmung sowie – in Deutschland – die Bildung einer staatlichen Einheit,¹⁴³ innerhalb der bürgerlichen Schicht zu einem epochemachenden Einstellungswechsel führte, zu einer Wende von einer stärker *idealistischen* hin zu einer *realistischen*

142 Peter Stemmler: »Realismus« im politischen Diskurs nach 1848. Zur politischen Semantik des Liberalismus. In: Bürgerlicher Realismus und Gründerzeit 1848–1890. Hg. von Gerhard Plumpe. München: DTV 1996, S. 84–107. Faber hat in einer Aufarbeitung von bürgerlichen Reaktionen auf die Schlacht von Königgrätz 1866 als jene Grenze angesetzt, in der sich die Wendung hin zum Realismus und Empirismus endgültig vollzogen hat: »[...] so schien der Erfolg von 1866 die Überlegenheit der theoretisch schon in den 50er-Jahren begründeten ›Realpolitik‹ über die 1848/1849 gescheiterte Idealpolitik zu beweisen. Zwar war der Begriff ›Realpolitik‹ [...] zum Allgemeingut der Politiker und zur Scheidemünze in der Diskussion politischer Fragen geworden. Nun wurde man, wie es schien, mit der Sache konfrontiert.« Vgl. Karl-Georg Faber: Realpolitik als Ideologie. Die Bedeutung des Jahres 1866 für das politische Denken in Deutschland. In: Historische Zeitschrift 203 (1966), S. 1–45; 17. Gemäß Faber hätten sich im Zuge des Sieges der Preußen über Österreich lange vorbereitete Tendenzen endgültig durchgesetzt, wobei er hervorhebt, dass in den Debatten der bürgerlichen Eliten Tatsachen nicht nur anerkannt, sondern im Sinne einer Naturnotwendigkeit auch gerechtfertigt würden. Vgl. S. 20.

143 Über die vielfachen Gründe für das Scheitern dieser Revolution, die Spannungen innerhalb der die Revolution tragenden Schichten, das Fehlen eines revolutionären Zentrums, die Überlagerung verschiedener revolutionärer Ziele etc. informieren: Hans-Werner Hahn und Helmut Berding: Reformen, Restauration und Revolution 1806–1848/49. Stuttgart: Klett Cotta 2010, S. 637–655. Mit dem Begriff »Bürgertum« ist im Anschluss an Überlegungen Jürgen Kockas jene gesellschaftliche Gruppe bezeichnet, die sich im 19. Jahrhundert zum einen durch ihre kritische Absetzung von Geburtsadel, monarchischem Absolutismus und kirchlicher Orthodoxie und zum anderen durch ihr Bekenntnis zu Leistung, Bildung, Arbeit sowie zur Idee einer säkularisierten, nicht von oben bestimmten, sich selbst regulierenden Gesellschaft auszeichnet. Kocka zeigt, dass jene Gruppe, die der bürgerlichen Epoche ihren Namen gab, lediglich fünf bis fünfzehn Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachte: Jürgen Kocka: Vorwort. In: Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich. Hg. von Jürgen Kocka. München: DTV 1988, S. 11–76; 13, 20.

Haltung.¹⁴⁴ Mentalitätsgeschichtlich ist diese Hinwendung zur »Realpolitik«¹⁴⁵ oftmals als eine nachrevolutionäre Ernüchterung beschrieben worden – sowohl von späteren Historikern als auch von den Zeitgenossen, etwa dem Kunsthistoriker Anton Springer, der 1892 bemerkt: »Das deutsche Volk hat auf seinen *spekulativen Rausch* einen tüchtigen Katzenjammer bekommen, und es dürfte wohl eine Zeitlang währen, bis sich der Ekel legt und die Lust zum Philosophieren uns wieder anwandelt. Ich kann diese *Änderung der Volksstimmung* nicht tadeln;«¹⁴⁶ Sozialgeschichtlich wiederum erklärt sich diese Änderung der Volksstimmung aus der Einsicht des Bürgertums, dass es, um seine politischen Ziele erreichen zu können, das Feld der Politik nicht dem Adel überlassen dürfe, sondern sich diesem Terrain nun aktiv zuwenden müsse.¹⁴⁷

Die nachfolgenden Zitate, allesamt den Stellungnahmen bürgerlich-liberaler Akteure der postrevolutionären Ära entnommen, mögen stellvertretend für eine Fülle weiterer zeitgenössischer Dokumente sowohl die mentalitätsgeschichtliche Neuorientierung des Bürgertums als auch die angesprochene Opposotionsbildung auf diskursiver Ebene verdeutlichen:

Die Zeit der Ideale ist vorüber. Die deutsche Einheit ist aus der Traumwelt in die prosaische Welt der Wirklichkeit hinuntergestiegen. Politiker haben heute weniger als je zu fragen, was wünschenswert, als was erreichbar ist.¹⁴⁸

Nicht selten [ist] das schönste Ideal, für welches edle Seelen schwärmen eine politische Nichtigkeit ersten Ranges: der ewige Friede zum Beispiel, die ›Brüderlichkeit‹ des bekannten demokratischen Wahlspruchs, die Gleichheit der Geschlechter, der Rassen [...]. An solchen Phantasiebildern geht die Realpolitik mit Achselzucken vorüber.¹⁴⁹

An die Stelle philosophischer Spekulation ist das Rechnen mit den mathematischen Größen getreten. Die Größen, mit welchen die Politik rechnet, sind Machtverhältnisse.¹⁵⁰

144 Theodore S. Hamerow: Moralinfreies Handeln. Zur Entstehung des Begriffs ›Realpolitik‹. In: Realismustheorien in Literatur, Malerei, Musik und Politik. Hg. von Reinhold Grimm und Jost Hermand. Stuttgart u. a.: Kohlhammer 1975, S. 31–47.

145 Diesen Begriff prägte der Braunschweiger Publizist August Ludwig Rochau mit seinem 1853 erschienenen Werk *Grundsätze der Realpolitik*. Vgl. Hamerow: Moralinfreies Handeln. 1975, S. 32.

146 Zit. n. Bernd Balzer: Einführung in die Literatur des Bürgerlichen Realismus. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2006, S. 7; meine Kursivsetzungen; RL. Vgl. weiter: Sabina Becker: Bürgerlicher Realismus. Basel, Tübingen: Francke 2003, S. 32.

147 Becker: Bürgerlicher Realismus. 2003, S. 26 f.

148 Zit. n. Hamerow: Moralinfreies Handeln. 1975, S. 39. Es handelt sich um ein Zitat des Liberalen Johannes Miquel aus dem Jahr 1867.

149 Zit. n. Becker: Bürgerlicher Realismus. 2003, S. 26. Es handelt sich um ein Zitat aus von Rochaus Schrift *Grundsätze der Realpolitik*.

150 Zit. n. Faber: Realpolitik als Ideologie. 1966, S. 18. Das Zitat stammt aus den *Jahrbüchern für Gesellschafts- und Staatswissenschaft* aus dem Jahr 1866.

In jedem der Zitate ist eine Abwertung der Begriffe ›Ideal‹ und ›Spekulation‹ sowie eine Aufwertung jener der ›Wirklichkeit‹ und ›Realpolitik‹ zu beobachten. Hieraus wird deutlich, dass die Opposition zwischen dem ›Naturwahren‹ auf der einen und dem ›Unmöglichen‹ auf der anderen Seite, aufgrund derer Hettner Defoes *Robinson* von dessen Nachahmern abhebt, nicht nur zur Beschreibung eines literarischen Korpus verwendet wird, sondern sich auch durch die politischen und, wie noch zu vertiefen sein wird, ästhetischen Debatten der Zeit verästelt. »[D]ie Welt ist des Spekulierens müde«,¹⁵¹ bemerkt Theodor Fontane 1853 in »Unsere lyrische und epische Poesie seit 1848« und bringt damit knapp den durch die gescheiterte Revolution ausgelösten Wandel der bürgerlichen Mentalität auf den Punkt.

3.1.2 Die Literatur des bürgerlichen Realismus: Ein Kurzprofil

Mit der veränderten Haltung der bürgerlichen Schicht hin zu einem »weltanschaulichen Immanentismus«¹⁵² verändert sich auch die Funktion, welche sie der Literatur beimisst. Sabina Becker beobachtet für die Zeit nach der Revolution eine Verschiebung bürgerlicher Interessen vom Feld der Politik in das der Literatur. Sie kommt zu dem Schluss, dass jene Ziele, die das Bürgertum auf politischer Ebene nicht durchsetzen konnte, nunmehr *auch* im Medium der Literatur weiterverfolgt würden.¹⁵³ Die Literatur sollte nunmehr zum einen als ein Mittel fungieren, um das durch die Ereignisse von 1848 angeschlagene Bewusstsein des Bürgertums neu auszubilden, zum anderen sollte sie – zumindest aus Sicht des Programmrealismus – dabei helfen, einen spezifischen Verlauf der Geschichte zu befördern, nämlich die Errichtung eines bürgerlich-liberalen Nationalstaates.¹⁵⁴

Entscheidend ist, dass die Literatur, um diese Funktionen erfüllen zu können, bestimmte Merkmale ausbilden musste. Ein Erstes betrifft ihre inhaltliche Ausrichtung, die Darstellung vorwiegend bürgerlicher Schauplätze. Zwei Zitate Julian Schmidts mögen das verdeutlichen: 1855 in einer Auseinandersetzung mit Goethes *Wilhelm Meister* bemerkt Schmidt:

¹⁵¹ Zit. n. Hermann Kinder: Poesie als Synthese. Ausbreitung eines deutschen Realismus-Verständnisses in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Frankfurt a./M.: Athenäum 1973, S. 29.

¹⁵² Helmut Kreuzer: Zur Theorie des deutschen Realismus zwischen Märzrevolution und Naturalismus. In: Realismustheorien. Hg. von Grimm, Hermand. 1975, S. 48–67; 52.

¹⁵³ Becker: Bürgerlicher Realismus. 2003, S. 19.

¹⁵⁴ Becker: Bürgerlicher Realismus. 2003, S. 16. Bei dem Kanon des bürgerlichen Realismus handelt es sich um vorwiegend bürgerliche Autoren, die für ein bürgerliches Publikum geschrieben haben. Vgl. S. 17; sowie Kinder: Poesie als Synthese. 1973, S. 53, 166–175.

Der Roman [*Wilhelm Meisters Lehrjahre*; RL] strebt in seiner Darstellung der deutschen Gesellschaft nach einer gewissen Allseitigkeit. Von den späteren Versuchen der Romantiker unterscheidet er sich dadurch, daß er nicht ins Reich der Chimären flüchtet, sondern das wirkliche Leben poetisirt. Nun vermissen wir aber unter den Classen, die er darstellt, zunächst das wichtigste Moment des deutschen Volkslebens, das Bürgerthum.¹⁵⁵

In einem kritischen Hinweis auf die ›Chimären der Romantiker‹ ist auch hier ein Echo auf die epochentypische Entwertung der Fantasie zu vernehmen; noch aufschlussreicher ist jedoch Schmidts Hinweis, dass in Goethes Roman eine Darstellung des Bürgertums fehle. Die hier erst implizit geäußerte Forderung – bei Theodor Vischer heißt es zwei Jahre später deutlich: »Der Herd der Familie ist der wahre Mittelpunkt des Weltbildes im Roman [...]«¹⁵⁶ – ist in der Praxis des bürgerlichen Realismus insofern eingelöst worden, als sich die Handlungswelten einer Vielzahl seiner Romane auf bürgerliche Schauplätze, zumeist bürgerliche Privatwelten, beschränken, während die gesellschaftlichen Wirklichkeiten anderer Stände, etwa die des Proletariats, aber auch nicht private Schauplätze, Staat, Politik und Gesellschaft, weitgehend ausgespart bleiben.¹⁵⁷ Erst ein zweites Zitat Schmidts vermag nun die Hintergründe einer solchen Stoffwahl zu präzisieren: »Für uns Deutsche ist aber die einzige Wahrheit unser bürgerliches Leben, und die poetische Bewältigung desselben wird das Gefühl unseres Volks mehr anregen und läutern, also auch unserm wirklichen Fortschritt förderlicher sein, als die Treibhausbildung griechischer und indischer Gewächse.«¹⁵⁸ In kritischer Absetzung von Positionen der Weimarer Klassik (›griechische[] Gewächse‹) fordert Schmidt, dass die Literatur seiner Zeit nicht ein allgemeines Humanitätsideal vorstelle, sondern durch die Thematisierung des bürgerlichen Lebens dem ›wirklichen Fortschritt‹ zuarbeite. Dahinter steht die für den Programmrealismus typische Auffassung, dass die Arbeit an der Geschichte bei der bürgerlichen Arbeit zu beginnen habe. Schmidts Hinweis auf die zu erwartende Gefühlsläuterung des deutschen Volkes zeigt weiter an, dass er die literarische Beschreibung des bürgerlichen Lebens mit einer Wirkungsästhetik verbindet: Das bürgerliche Leben

¹⁵⁵ Julian Schmidt: *Wilhelm Meister im Verhältniß zu unsrer Zeit*. In: *Realismus und Gründerzeit. Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur 1848–1880*. Hg. von Max Bucher u. a. Bd. 2. *Manifeste und Dokumente*. Stuttgart: Metzler 1975, S. 226–232; 228.

¹⁵⁶ Friedrich Theodor Vischer: *Über den Roman*. In: *Bürgerlicher Realismus*. Hg. von Andreas Huyssen. Stuttgart: Reclam 1999, S. 61–64; 63.

¹⁵⁷ Gustav Frank hat von der »Ausblendung der aktuellen Brennpunkte« gesprochen. Gustav Frank: *Auf dem Weg zum Realismus*. In: *Realismus. Epoche – Autoren – Werke*. Hg. von Christian Begemann. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2007, S. 27–44; 39.

¹⁵⁸ Zit. n. Seybold: *Das Genrebild in der deutschen Literatur*. 1967, S. 232; meine Kursivsetzung; RL.

soll zum zentralen Gegenstand der Literatur werden, damit sich dessen Werte – nämlich Leistung, Arbeit und Nationalismus – auf den Leser übertragen.¹⁵⁹

Um eine solche Wirkung überhaupt entfalten zu können, musste sich die Literatur in den Jahren nach 1848 als Medium erst rehabilitieren. Eine zehn Jahre nach der Revolution geäußerte Bemerkung von Robert Prutz, in der er die Literatur für den ›Schiffbruch‹ verantwortlich macht, welche die Nation erlitten hat, zeigt exemplarisch an, wie sehr gerade diese Kunstform im Verdacht der Spekulation und Fantasterei stand:

Hinweg mit der Literatur! Hinweg mit den Poeten, den volksverderberischen! Oder wenn ihr die Tinte einmal mit Gewalt nicht halten könnt, nun gut, so verschont uns wenigstens mit euern idealistischen Traumbildern und beschreibt uns, wenn ihr durchauß schreiben müßt, die Wirklichkeit der Dinge und zwar in ihrer allerwirklichsten Gestalt;¹⁶⁰

Während Prutz noch eine Polemik gegen die gesamte Literatur entwickelt, deutet eine zwei Jahre zuvor geäußerte Bemerkung Schmidts Möglichkeiten an, ihr Ansehen wiederherzustellen:

Die neueren Dichter verfahren darin [in der Figurendarstellung; RL] viel geschickter, als ihre älteren Vorgänger [...], an deren Erfindungen wir nicht glaubten, weil sie zu sehr mit phantastischen Einfällen zersetzt waren, während wir bei den neuen [...], wenn uns ein Zug seltsam und unwahrscheinlich vorkommt, uns einreden, es liege nur an unserer mangelhaften Kenntniß [...]. Daß der Dichter trotz seiner gewagten Composition dieses Gefühl der Wahrscheinlichkeit in uns hervorzubringen versteht, ist kein geringes Zeichen seines Talents.¹⁶¹

Hervorzuheben ist die Formulierung eines ›Gefühls der Wahrscheinlichkeit‹, welches die Literatur im Leser hervorruft. Das wichtigste Mittel, das Erzähl-

159 Nicht zu vergessen ist dabei, dass der starke Bezug der bürgerlichen Literatur auf die eigene bürgerliche Wirklichkeit auch konkreten machtpolitischen Umständen geschuldet ist: der Repressionspolitik und Zensur, wie sich nach dem gescheiterten Umbau der Gesellschaft im Zuge ihres Rückbaus in Deutschland und Österreich während der 1850er- und 1860er-Jahre praktiziert worden sind. Die Affirmation der eigenen bürgerlichen Lebenswelt ist also nicht zuletzt der Überwachung von Diskursgrenzen geschuldet. Vgl. Hubert Lengauer: Literatur und Revolution: 1848. In: Literarisches Leben in Österreich 1848–1890. Hg. von Amann, Lengauer, Wagner. 2000, S. 19–41; sowie die Ausführungen von Friedrich Lenger über die repressiven Strategien der Staatsmacht während der 1850er-Jahre. Friedrich Lenger: Industrielle Revolution und Nationalstaatsgründung (1849–1870er Jahre). Stuttgart: Klett Cotta 2003, S. 258–267.

160 Robert Prutz: Literatur und Literaturgeschichte in ihren Beziehungen zur Gegenwart. In: Realismus und Gründerzeit. Hg. von Bucher u. a. Bd. 2. 1975, S. 609–613; 613.

161 Julian Schmidt: Der neueste englische Roman und das Prinzip des Realismus. In: Realismus und Gründerzeit. Hg. von Bucher u. a. Bd. 2. 1976, S. 90–94; 92.

texte des bürgerlichen Realismus anwenden, um dieses Gefühl zu erzeugen, ist, einzelne Geschehensmomente in einer Kette von Folgerichtigkeit aufgehen zu lassen. Dieses ›Prinzip der kausallogischen Verknüpfung‹, das den Roman der bürgerlichen Epoche – verallgemeinernd gesprochen – charakterisiert, kann als eine Strategie verstanden werden, um die Literatur erstens vom Verdacht der Spekulation zu befreien und um zweitens die in ihr dargestellten bürgerlichen Handlungswelten und Werte als plausibel auszuweisen.¹⁶² Hermann Kinder hat weiter darauf aufmerksam gemacht, dass die kausallogische Verknüpfung, die alle Elemente eines Textes in einen übergeordneten Zusammenhang rückt, auch einen politischen Index aufweise: Es verfolge eine Ganzheitsideologie, die mit einem politischen Ziel der Programmrealisten, der Bildung eines ganzen Nationalstaats korresponde, in den sich der Einzelne einordne.¹⁶³

Halten wir vorläufig fest: Mit der Fokussierung auf bürgerliche Privatwelten und Werte sowie dem ›Prinzip kausallogischer Handlungsverknüpfung‹ bildet die Erzählliteratur des bürgerlichen Realismus jene Merkmale aus, die eine wichtige Rolle dabei spielten, sie zu einem Mittel bürgerlicher Selbstrepräsentation werden zu lassen und zu einem Instrument, um über ihre affektive Wirkung in den Verlauf der Geschichte zu intervenieren.

3.1.3 Die zwei Wege der Utopie im Archiv des Realismus

Es ist die eben skizzierte Funktionszuweisung, welche das Bürgertum der Literatur gegenüber vornimmt, die ausschlaggebend dafür ist, dass die Gattung Utopie in der als bürgerlicher Realismus bezeichneten Epoche nur ein Schattendasein fristet. Sowohl die inhaltlichen als auch die erzähltechnischen Charakteristika, welche die Literatur nach 1848 ausbilden musste, um die Werte der bürgerlichen Schicht zu vermitteln, stehen zu den Möglichkeiten der Utopie in einem schwierigen Verhältnis, ja ansatzweise sogar in einem Widerspruch.

Geht man zur Verdeutlichung dieses Sachverhaltes zunächst von einem Idealtypus der Gattung aus, wird man sagen können, dass sie im Gegensatz zu einer ästhetischen Plausibilisierung vorhandener bürgerlicher Wirklichkeit darauf abzielt, diese in ihrer Mangelhaftigkeit zu exponieren, und ihr eine bessere Welt entgegenstellt. Diese Leistung wird, um es zu wiederholen, durch ein Zweiweltenschema erbracht, bei dem einer kritisierten Ausgangswelt eine ihr überlegene, ideale Welt gegenübergestellt wird. Die Utopie übertritt, weil sie das Vorhandene

¹⁶² Becker: Bürgerlicher Realismus. 2003, S. 19.

¹⁶³ Kinder: Poesie als Synthese. 1973, S. 185.

anstatt verklärend zu plausibilisieren als defizitär zeigt und ihm weiter eine imaginäre Idealwelt gegenüberstellt, die von der bürgerlichen Literaturprogrammatik gezogenen Diskursgrenzen. Es ist besonders der Bildungsroman, der die aufgezeigten Anforderungen am überzeugendsten vereinen konnte. Als Geschichte einer erfolgreichen Eingliederung des Einzelnen in das bürgerliche Wertemodell ist er sowohl durch seine Ausrichtung auf eine bürgerliche Handlungswelt als auch die Beschreibung eines progressiv verlaufenden, kausallogisch dargestellten Bildungsweges charakterisiert. Während sich der Bildungsroman im Gattungssystem durchsetzt, scheiden sowohl der verschiedene Stände umfassende Gesellschaftsroman als auch die Utopie aus diesem System aus.¹⁶⁴

Gleichzeitig aber kann gelten, dass die Utopie nach 1848 keinen Gattungstod stirbt, sondern sich unter dem Druck der Epoche zu modifizieren vermag – wobei es zwei Wege zu unterscheiden gilt: Blickt man von den Ausführungen dieses Abschnittes auf den Kapitelanfang zurück, wird deutlich, dass die Gattung sich den ästhetischen Leitbildern der Epoche teilweise anzupassen vermag. Wenn Amersins *Land der Freiheit* auch keine bürgerliche Handlungswelt ausstellt und insofern von den Normen des guten Erzählens abweicht, hat der Text die Forderung nach Realitätsnähe doch inkorporiert. Es handelt sich insofern um eine ›vernünftige Utopie‹, als sie ihr Bild der Zukunft einem Leitbild der Epoche folgend als wirklichkeitsnah ausweist und sich auf die Seite des ›Möglichen-Naturwahren‹ schlägt und vom ›Unmöglich-Phantastischen‹ abgrenzt. Blickt man auf den nun folgenden Abschnitt voraus, dann wird der zweite Weg deutlich, den die Utopie unter den für sie schwierigen Vorzeichen des Realismus einschlägt. Stifters *Nachsommer* ist eine ›Erzählung‹, die eine bürgerliche Handlungswelt entwerfend zugleich eine Utopie formuliert. Den ästhetischen Leitbildern der Epoche ebenso teilweise folgend, wird eine Utopie entworfen, deren Gegenwartskritik und Gegenbild verborgen artikuliert sind. Wenn Amersins Position darin besteht, die ästhetischen Leitbilder der Epoche von *außen* in eine exzentrisch gewordene Gattung zu integrieren, dann ist es Stifters Verfahren, den Erzählkonventionen der Epoche ein Stück weit zu folgen und diese dann von *innen* heraus

¹⁶⁴ Andreas Ohme ist am Beispiel der Literatur Böhmens der Frage nachgegangen, warum in ihr keine ›literarischen Utopien‹ geschrieben wurden, und dabei zu drei Antworten gelangt: weil die Utopie erstens in Böhmen keine nationalen Prätexte hat, zweitens weil sie keinen Anspruch auf Wahrheit stellend, in den politischen Debatten nicht funktionalisiert werden und (3) nicht für nationale Ansprüche eingesetzt werden konnte. Andreas Ohme: Böhmen – Eine Region ohne literarische Utopie. In: Prozesse kultureller Integration und Desintegration. Deutsche, Tschechen, Böhmen im 19. Jahrhundert. Hg. von Steffen Höhne und Andreas Ohme. München: Oldenbourg 2005, S. 73–95.

zu überschreiten, um eine Utopie zu formulieren, die der bürgerlichen Ästhetik und Leistungsideologie der Zeit entgegensteht.

3.2 Adalbert Stifters *Der Nachsommer* (1857): Eine Utopie im Verborgenen

[...] außer daß einmal vor zwölfhundert Jahren ein Schiff in der Nähe der Insel Utopia Schiffbruch erlitt, das der Sturm dorthin verschlagen hatte.¹⁶⁵

Thomas Morus: *Utopia*, 1516

Länger als fünf Monate ging ein günstiger, wenn auch schwacher Ostwind. Dann aber drehte sich der Wind, um viele Tage lang beständig aus Westen zu wehen, so daß wir nur sehr langsam weiterkamen und schon umzukehren gedachten. Doch nun erhob sich ein kräftiger Südsüdost, der uns, so sehr wir uns auch dagegen wehrten, nach Norden trieb.

[...] Da begab es sich, daß wir am folgenden Tage abends in mäßiger Entfernung nach Norden zu etwas wie dichtes Gewölk erspähten, das uns Land erhofften ließ.¹⁶⁶

Francis Bacon: *Neu-Atlantis*, 1626

Richtet man von diesen Passagen aus den frühneuzeitlichen Utopien *Utopia* (1516) und *Neu-Atlantis* (1626) geleitet seinen Blick auf Stifters ›Erzählung‹, so das selbst gewählte Gattungssignal, *Der Nachsommer*, stößt man an einer frühen Stelle auf den folgenden Satz: »Als ich ziemlich weit hinausgekommen war [...], mußte ich auf eine Einkehr denken; denn das Dorf, in welchem ich Rast halten wollte, war kaum mehr zu erreichen. Das Gewitter war so weit gediehen, daß es in einer Stunde und bei begünstigenden Umständen wohl noch früher ausbrechen konnte.«¹⁶⁷ Diese Sequenz aus dem dritten Kapitel setzt den jungen Heinrich Drendorf, Sohn eines Wiener Kaufmanns, in Szene, als dieser sich dazu entschließt, seinen vorgesehenen Weg aufgrund eines drohenden Gewitters zu verlassen, um im Rosenhaus des Freiherrn von Risach einzukehren, in dem er, wovon er zu diesem Zeitpunkt noch nichts ahnen kann, lebensentscheidende

165 Thomas Morus: *Utopia*. Stuttgart: Reclam 2003, S. 56.

166 Francis Bacon: *Neu-Atlantis*. Stuttgart: Reclam 2007, S. 5.

167 Adalbert Stifter: *Der Nachsommer*. Eine Erzählung. 3 Bde. In: Stifter. Werke und Briefe. Historisch-Kritische Gesamtausgabe. Hg. von Alfred Doppler und Wolfgang Frühwald. Bd. 4.1.–4.3. Hg. von Wolfgang Frühwald und Walter Hettche. Stuttgart, Berlin u. a.: W. Kohlhammer 1997–2000, S. 45 f. Im Folgenden zitiert im Haupttext mit den Siglen HK I, HK II, HK III, Seitenzahl. Zitate aus Stifters Briefen und journalistischen Arbeiten folgen: Adalbert Stifters sämtliche Werke. Hg. von August Sauer, fortgeführt von Franz Hüller, Gustav Wilhelm u. a. 25. Bde. Prag: J. G. Calve 1904–, Reichenberg: Sudetendeutscher Verlag der Gesellschaft Franz Kraus 1925–. Im Folgenden zitiert mit dem Sigle PRA Bd.nr., Seitenzahl.

Begegnungen haben wird. Heinrichs Ankunft in Risachs Musterwirtschaft, ein Handlungsraum, der in der Stifter-Forschung – wenn auch aus wechselnden Perspektiven¹⁶⁸ – seit den 1920er-Jahren als ein idealutopisches Gemeinwesen gelesen worden ist, gründet sich somit nicht auf einen von vornherein feststehenden Entschluss, sondern steht unter den Vorzeichen eines meteorologischen Zufalls – ein Geschehensmoment, das an die eingangs zitierten Utopien erinnert, in denen der utopische Raum ebenso ausgelöst durch Zufälligkeiten des Wetters erreicht wird.

Dass der *Nachsommer* an einem wichtigen Punkt des Geschehens ein Moment von Kontingenz setzt, ist besonders auffällig in Relation zu den Programmen und zum Profil des bürgerlichen Romans nach 1848, in dem nach Gerhard Plumpe »die Kontingenzanfälligkeit der modernen Welt in sinnhaft nachvollziehbare Ordnung und Notwendigkeit [...] transformier[t]«¹⁶⁹ wird und die kausallogische Verknüpfung zu den Normen des guten Erzählens gehört. Zwar findet das vermeintliche Gewitter nicht statt, was Marianne Schuller zum Ausgangspunkt ihrer *Nachsommer*-Deutung gemacht hat,¹⁷⁰ doch es unterbricht die vorhergesehene Route des Wanderers und bereitet ihm einen anderen zunächst ungeahnten Weg vor.

Es ist mehr als ein Detail, dass Stifters ›Erzählung, um die Ankunft seines Protagonisten in der Welt des Rosenhauses zu gestalten, die Zufälligkeiten des Wetters ins Spiel bringt; es ist aussagekräftig für die *exzentrische Position*, die diesem Text als einer ›verborgenen Utopie im utopieskeptischen Zeitalter des bürgerlichen Realismus‹ zukommt: Stifters *Nachsommer*, so die vorliegende Argumentation, ist eine unter dem Druck der ästhetischen Prämissen des bürgerlichen Realismus formulierte Utopie, die mit den Leitbildern der Epoche bricht und ihnen zugleich bis zu einem gewissen Grade verhaftet bleibt. Das daraus ent-

168 Einige Arbeiten, die den *Nachsommer* im Problemfeld der Utopie gelesen haben, sind: Franz Hüller: Einführung. PRA 6, 10, 49, 89, 94; Dorothea Sieber: Stifters *Nachsommer*. Jena: Verlag der Frommannschen Buchhandlung (Walter Biedermann) 1927, S. 43–58; Klaus-Detlef Müller: Utopie und Bildungsroman. Strukturuntersuchungen zu Stifters *Nachsommer*. In: ZfdPh 90 (1971), S. 199–228; Peter Uwe Hohendahl: Die gebildete Gemeinschaft: Stifters *Nachsommer* als Utopie der ästhetischen Erziehung. In: Utopieforschung. Hg. von Voßkamp. Bd. 3. 1982, S. 333–356; Robert Leucht: Ordnung, Bildung, Kunsthandwerk. Die Pluralität utopischer Modelle in Adalbert Stifters *Der Nachsommer*. In: Figuren der Übertragung. Adalbert Stifter und das Wissen seiner Zeit. Hg. von Michael Gamper und Karl Wagner. Zürich 2009, S. 289–306.

169 Gerhard Plumpe: Einleitung. In: Theorie des bürgerlichen Realismus. Eine Textsammlung. Hg. von Gerhard Plumpe. Stuttgart: Reclam 1997, S. 9–40; 36, vgl. auch: S. 22. Vgl. auch Becker: Bürgerlicher Realismus. 2003, S. 168 f.

170 Marianne Schuller: Das Gewitter findet nicht statt oder die Abdankung der Kunst. Zu Adalbert Stifters Roman *Der Nachsommer*. In: Poetica 10 (1978), S. 25–52.

stehende Dilemma des *Nachsommer* ist es, ein idealutopisches Gemeinwesen zu entwerfen, das sich von jener bürgerlichen Lebensform, wie sie der Programmrealismus von der Literatur bestätigt wissen möchte, absetzt, dieses aber nicht explizit, sondern den Diskursgrenzen der Epoche folgend, verdeckt und unter spezifischen Vorkehrungen zu artikulieren.

Bevor jene Verfahren in den Blick genommen werden, mit denen *Der Nachsommer* eine solche Utopie evoziert, muss noch gefragt werden, unter welchen Vorannahmen sich Stifters Text in den breiteren argumentativen Zusammenhang der vorliegenden Arbeit einordnen lässt, das heißt: unter welchen Prämissen er als eine Utopie zu diskutieren ist. Diese Frage ist deshalb zu stellen, weil Stifters ›Erzählung‹ bezüglich ihrer Angebote, sie einer literarischen Gattung zuzuschlagen, programmatisch unterdeterminiert ist. Das lässt sich anhand der langen Forschungstradition zu diesem Werk ersehen, in der als Gattungsbezeichnungen neben der Utopie auch der Bildungsroman, der Gesellschaftsroman, das Epos und auf der Ebene von Anspielungen und Zitaten weiter die Idylle, das romantische Märchen oder die didaktische Erzählung aufgewiesen wurden.¹⁷¹ Es ist deshalb davon auszugehen, dass Stifters ›Erzählung‹ auch Verfahren der Gattung Utopie, hierbei besonders das für sie konstitutive Zweiweltenschema aufgreift, dass sich die Stifter'sche Utopie aufgrund ihrer generischen Unterdeterminiertheit von anderen hier behandelten Gattungstexten der Utopie aber unterscheidet.¹⁷² Das Erkenntnisinteresse dieses Abschnittes ist mit Blick auf das generische Profil des Textes also insofern selektiv, als es sich gemessen an den generischen Angeboten dieser ›Erzählung‹ ausschließlich an den Gattungselementen der Utopie orientiert.

3.2.1 Zweiweltenschema verborgen: Metonymie, Analepse, Metapher

Wer den *Nachsommer* vor dem Hintergrund der Geschichte der Utopie betrachtet, der muss, ungeachtet der Angebote, ihn mit der Gattung zu verbinden,¹⁷³ konzedieren, dass der Text in entscheidenden Punkten von ihrem Profil auch abweicht.

¹⁷¹ Vgl. hierzu: Werner Michler: Adalbert Stifter und die Ordnungen der Gattung. Generische ›Veredelung‹ als Arbeit am Habitus. In: Stifter und Stifterforschung im 21. Jahrhundert. Biographie – Wissenschaft – Poetik. Hg. von Alfred Doppler u. a. Tübingen: Niemeyer 2007, S. 183–199; 193.

¹⁷² Hervorgehoben wird diese Gattungsmischung in folgenden Arbeiten: Müller: Utopie und Bildungsroman. 1971, S. 203; Michler: Adalbert Stifter und die Ordnungen der Gattung. 2007, S. 183–199.

¹⁷³ Hohendahl: Die gebildete Gemeinschaft. 1982, S. 333–356.

An ihnen lässt sich im Anschluss an die Leitfrage dieses Kapitels weiter vertiefen, welche Wege die Utopie einschlägt, um sich selbst modifizierend auf den auf ihr lastenden Druck zu antworten.

Vier Jahre bevor der *Nachsommer* erscheinen wird, am 4. Mai 1853, schreibt Stifter an seinen Verleger Gustav Heckenast das Folgende:

Über das Volksschullesebuch werde ich mit Krombholz sprechen, über die Phisik und das Lesebuch für Realschulen mit Ministerialrath Koller, der Referent und mein persönlicher Freund ist. Für den socialen Roman dürfte zu dem alten Vogelfreunde für den 2ten Band noch seine Jugendgeliebte als Matrone ein schönes Seitenstück abgeben.¹⁷⁴

Dieser Brief gibt zunächst Einblicke in die Schreibprojekte, die Stifter Mitte des Jahres 1853 verfolgt. Hierzu gehören die Ausarbeitung von Lesebüchern für den Schulunterricht sowie eine Erzählung mit dem Titel *Der alte Vogelfänger*,¹⁷⁵ die für die Anthologie *Iris* von 1849 vorgesehen war und die schließlich zu einem dreibändigen Werk anwächst, das im Juni desselben Jahres erstmals unter dem Titel *Nachsommer* gehandelt wird.¹⁷⁶ Aufschlussreich ist die zitierte Passage, weil sie anzeigt, dass Stifter schon in dieser frühen Arbeitsphase den sozialen Aspekt des Textes im Auge hatte – in der Passage bezeichnet er den im Entstehen befindlichen *Nachsommer* als einen ›socialen Roman‹. Fünf Jahre später, in einem am 11. Februar 1858 ebenfalls an Heckenast gerichteten Brief, erwähnt Stifter nachträglich seinen Beweggrund für die Erzählung. Auch aus ihm wird ersichtlich, dass der Autor mit dem *Nachsommer* eine gesellschaftliche Perspektive verfolgt:

Ich weiß nicht, ob das richtig ist, was ich sagen werde; aber es scheint mir so. Ich habe wahrscheinlich das Werk der Schlechtigkeit willen gemacht, die im Allgemeinen mit einigen Ausnahmen in den Staatsverhältnissen der Welt in dem sittlichen Leben derselben und in der Dichtkunst herrscht. Ich habe eine große einfache sittliche Kraft der elenden Verkommenheit gegenüber stellen wollen.¹⁷⁷

Blickt man von diesen vor und nach dem Erscheinen des *Nachsommer* unternommenen Selbstdeutungen auf die ›Erzählung‹ selbst, dann muss man sich fragen, an welchen Stellen des Textes und unter welchen Vorkehrungen sich jene in diesen Absichtserklärungen formulierte soziale Perspektive auch in der Erzählung konkretisiert hat.

¹⁷⁴ Adalbert Stifter: Brief an Gustav Heckenast. 4.5.1853. PRA 18, 147.

¹⁷⁵ Gustav Wilhelm: Einleitung. PRA 18, XIV.

¹⁷⁶ Adalbert Stifter: Brief an Gustav Heckenast. 9.6.1853. PRA 18, 152.

¹⁷⁷ Adalbert Stifter: Brief an Gustav Heckenast. 11.2.1858. PRA 19, 93.

Als ein Text, der insofern den ästhetischen Prämissen des bürgerlichen Realismus verhaftet ist, als sein Schauplatz eine – wenn auch spezifisch gestaltete – bürgerliche Privatwelt bildet, ist zu fragen, wo und wie der *Nachsommer* von Staat, Gesellschaft und Politik spricht; in welcher Weise er Angebote stellt, um die vorgestellte Privatwelt gesamtgesellschaftlich zu erweitern? Eine erste These dieses Abschnittes lautet, dass der *Nachsommer*, das Zweiweltenschema der Utopie aufgreifend, sowohl eine soziale, den bürgerlichen Handlungsschauplatz überschreitende Idealwelt entwirft als auch eine kritisierte Ausgangswelt; dass diese beiden Seiten der Utopie aber durch verschiedene Verfahren (Metonymie, Analepse, Metapher) nur indirekt artikuliert werden.

3.2.1.1 Die Ordnung des Rosenhauses als ideale staatliche Ordnung (Metonymie)

In einer postrevolutionären, journalistischen Intervention schreibt Stifter 1848 in der *Constitutionellen Donau Zeitung* über die Funktionsweise des Staates das Folgende:

Je mehr Menschen also in einem Erdraume bei einander sind, desto nöthiger ist eine bestimmte Ordnung, welcher sie sich zu fügen haben, daß ein Jeder seine körperlichen Bedürfnisse befriedigen und seinen Geist ausbilden könne. Selbst wenn alle Menschen so gut wären, daß keinem je eine böse That einfiele, würde doch eine solche Ordnung nothwendig sein, weil sonst durch Unkenntniß, durch Mangel an Erfahrung oder durch Zufälle die Ernährung und Entwicklung der Volksmenge in Verwirrung gerathen könnte. Ist es ja bei der besten Ordnung nicht immer zu verhindern, daß nicht manchmal durch traurige Schicksale Unglück über das Volk komme. Daß in der geregeltesten Ordnung nicht Jeder Alles erreichen könne, was er wünscht, oder wozu er eine Begierde hätte, und daß mancher Einzelne durch Unglücksfälle, durch eigenes Verschulden, durch schwache Kräfte oder andere Dinge in Not gerathen könne, wird wohl jeder Vernünftige begreifen. Aber daß sich nur durch Ordnung und Eintheilung das allgemeine Beste der Menschheit entfalten könne, ist eben so gewiß.¹⁷⁸

Blickt man von diesem Plädoyer, nach dem das ›allgemein Beste der Menschheit‹ nur durch die Einrichtung einer Ordnung zu erlangen sei, auf den Handlungsmittelpunkt des *Nachsommer*, das Rosenhaus, dann fällt auf, dass auch dort in einer Vielzahl von Szenen eine Ordnung geschaffen oder zu einer solchen gemahnt wird. Schon als Heinrich das Rosenhaus betritt, wird er auf die Notwendigkeit verwiesen, Filzschuhe zu tragen (HK 4.1, 53, 94), und mit der Regulierung der Essenszeiten vertraut gemacht: »Thut, wie es euch gefällt,« antwortete er [Risach;

178 Adalbert Stifter: Der Staat. PRA 16, 19 f.

RL], ›nur erinnert euch, daß ich gestern gesagt habe, daß in diesem Hause um zwölf Uhr zu Mittag gegessen wird.‹ ›Ich erinnere mich,‹ sagte ich, ›und werde keine Unordnung machen.‹« (HK 4.1, 130)¹⁷⁹ Die häusliche Ordnung, in die der *Nachsommer* seinen Protagonisten einführt, ist dabei kein Selbstzweck, vielmehr wird ihr, ähnlich wie der staatlichen Ordnung, eine soziale Funktion zugewiesen. Als Heinrich aus dem Ausruhezimmer geführt wird, lesen wir: »›Verzeiht,‹ sagte er [Risach; RL], ›es ist bei uns Sitte, daß die Bücher, die auf dem Gestelle sind, damit jemand, der in dem Zimmer wartet, oder sich sonst aufhält, bei Gelegenheit und nach Wohlgefallen etwas lesen kann, nach dem Gebrauche wieder auf das Gestelle gelegt werden, damit das Zimmer die ihm zugehörige Gestalt behalte.‹« (HK 4.1, 58) Diese Passage verdeutlicht exemplarisch den Zusammenhang zwischen der häuslichen Ordnung und jener des Staates, wie Stifter sie fordert: Ordnung wird auch in der fiktiven Welt dieser ›Erzählung‹ geschaffen, damit sich der Einzelne im Zusammenhang der anderen entfalten könne – ›damit jemand nach Wohlgefallen etwas lesen kann, so die Begründung für die Notwendigkeit, die Bücher wieder zurückzulegen.

Nicht nur vor der Folie von Stifters journalistischer Rede über die staatliche Ordnung, sondern auch mit Blick auf andere zeitgenössische Texte lässt sich die erst kürzlich in der Forschung geäußerte Beobachtung, dass das Haus in literarischen Texten des 19. Jahrhunderts oftmals als eine Möglichkeit der politischen Imaginationsbildung fungiert,¹⁸⁰ erhärten.

Schon fünf Jahre vor dem Erscheinen des *Nachsommer*, in der Vorrede zu den *Bunten Steinen* (1852), bildet Stifter auf Georg Büchners Satz »*Friede den Hütten! Krieg den Palästen!*« anspielend eine dem *Nachsommer* verwandte Metonymie, wenn er behauptet, dass sich das sogenannte »sanfte Gesez« ebenso »in der niedersten Hütte wie in dem höchsten Palaste«, also ebenso unter den Armen wie den Reichen einer Gesellschaft, beobachten lasse.¹⁸¹

179 Weitere Passagen, in denen sich eine Ordnungsempphase beobachten lässt, sind folgende: Sand »in ein gehöriges Gleichgewicht zu bringen« (HK 4.1, 83); »Ich sah auf ihrem Tische Papiere in schöner Ordnung und neben ihnen Bücher liegen« (HK 4.1, 265); »Ich richtete meine mitgebrachten Dinge in Ordnung [...]« (HK 4.2, 238).

180 Nacim Ghanbari, Saskia Haag und Marcus Twellmann: Einleitung. In: DVJS 2 (2011), S. 155–160. Zuletzt: Marcus Twellmann: Das deutsche Bürgerhaus. Zum oikonomisch Imaginären in Gustav Freytags Soll und Haben. In: DVJS 3 (2013), S. 356–385.

181 Vgl. Adalbert Stifter: Vorrede. In: Stifter. Werke und Briefe. Historisch-Kritische Gesamtausgabe. Hg. von Alfred Doppler und Wolfgang Frühwald. Bd. 2.2. Bunte Steine. Buchfassungen. Hg. von Helmut Bergner. Stuttgart u. a.: W. Kohlhammer 1995, S. 9–16; 12, 13. Das »sanfte Gesez« (S. 12) ist jenes, wodurch das menschliche Geschlecht geleitet wird. Vgl. Georg Büchner: Der Hessische Landbote. In: Büchner. Sämtliche Werke, Briefe und Dokumente. Hg. von Henri

Franz Grillparzers *Der arme Spielmann* (1848) wiederum, ein Text, den Stifter in einem Brief an Aurelius Buddeus vom 21. August 1847 als ein »Meisterwerk«¹⁸² würdigt, zeigt weiter, dass das Haus als eine Metonymie für den Staat in der Erzählliteratur der Jahrhundertmitte nichts Singuläres ist. Am Ende des ebenfalls als »Erzählung« bezeichneten Textes erfahren wir, dass der arme Spielmann, als er nach einer Überschwemmung, um das Leben von Kindern zu retten, von »hoch oben am Dache« »herunter[sprang]«,¹⁸³ sein eigenes Leben geben musste. Dieses Geschehensmoment weist nicht zuletzt das Überschreiten sozialer Grenzen, wofür Jakobs Entwicklung von einem reichen Sohn zu einem armen Spielmann auch auf der Handlungsebene steht, als ein tödliches Unterfangen aus.

Das Pars-pro-Toto-Verhältnis zwischen Haus und Staat ist im *Nachsommer* durch einen weiteren Aspekt, nämlich durch die Darstellung der Bediensteten des Rosenhauses, angezeigt.

Über die Suche nach Arbeitern für sein Anwesen erzählt Risach Heinrich Drendorf:

Ich hatte mehrere Schreiner, und mußte sie entlassen. Ich lernte nach und nach selber, und da trat mit der Starrsinn der Eigenwille und das Herkommen entgegen. Ich nahm endlich solche Leute, die nicht Schreiner waren, und sich erst hier unterrichten sollten. Aber auch diese hatten wie die Frühern eine Sünde, welche in arbeitenden Ständen und auch wohl in andern sehr häufig ist, die Sünde der Erfolggenügsamkeit oder der Fahrlässigkeit, die stets sagt: »es ist so auch recht,« und die jede weitere Vorsicht für unnötig erachtet. [...] Endlich fand ich einen Mann, der nicht gleich aus der Arbeit ging, wenn ich ihn bekämpfte; aber innerlich mochte er recht oft erzürnt gewesen sein, und über Eigensinn geklagt haben. Nach Bemühungen von beiden Seiten gelang es. Die Werke gewannen Einfluß, in denen das Genaue und Zweckmäßige angestrebt war, und sie wurden zur Richtschnur genommen. [...] Er las Gehilfen aus, und erzog sie in seinem Sinne. Die Begabten fügten sich bald. Es wurde die Chemie und andere Naturwissenschaften hergenommen, und im Lesen schöner Bücher wurde das Innere des Gemüthes zu bilden versucht. (HK 4.1, 100 f.)

Die Sequenz entwirft eine Unterscheidung zwischen den selbstgenügsamen und für Risach unbrauchbaren Arbeitern auf der einen und jenen, die auf dem

Poschmann. Bd. 2. Schriften, Briefe, Dokumente. Frankfurt a./M.: Deutscher Klassiker-Verlag 1999, S. 53–66; 53. Büchners Satz geht auf den Jakobiner Nicolas de Chamfort und dessen Parole »Guerre aux palais! Paix aux chaumières« zurück. Sie wurde zu einem Kampfruf der Armee der Französischen Revolution. Siehe hierzu: Büchner: Der Hessische Landbote. 1999, S. 860.

¹⁸² Adalbert Stifter: Brief an Aurelius Buddeus. 21.8.1847. PRA 17, 250.

¹⁸³ Franz Grillparzer: *Der arme Spielmann*. In: Grillparzer. Sämtliche Werke. Ausgewählte Briefe, Gespräche, Berichte. Hg. von Peter Frank und Karl Pörnbacher. Bd. 3. Satiren, Fabeln und Parabeln, Erzählungen und Prosafragmente, Studien und Aufsätze. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1964, S. 146–186; 183, 184.

Wege der Erziehung (›erzog‹) und Bildung (›zu bilden‹) in das Ordnungsgefüge des Rosenhauses eingegliedert wurden, auf der anderen. Liest man die häusliche Ordnung abermals als eine staatliche, dann erscheint hier die Bildung als jenes Mittel, um die arbeitenden Stände in die Struktur des Staates einzuordnen, und das heißt weiter, um auf das in Stifters Schreibgegenwart akute Problem der sozialen Spannungen zwischen Bürgertum und Proletariat zu antworten.

Eine ähnliche Funktionszuweisung an die Bildung klingt abermals in Stifters nachrevolutionärer Arbeit als Journalist an. 1849 äußert er im *Wiener Boten*: »Jeder vorzügliche Staat vom Alterthume bis zu unseren Zeiten und jeder vorzügliche Mensch, der in einem Staate lebte und ihn leitete, hat eingesehen, daß Unterricht und Erziehung die einzige menschliche Grundlage des Staates und die einzige Stufe zum Glücke und zur Vollkommenheit des menschlichen Geschlechtes ist.«¹⁸⁴ Bildung als ›Grundlage des Staates‹ bedeutet für Stifter die Möglichkeit, die Gesellschaft anstatt durch eine gewaltsame Revolution langsam und dauerhaft verändern zu können. Anstatt wie Vertreter des Programmrealismus die soziale Frage als ein Problem der Gegenwart zu erkennen und anstatt eine Revolution ›von unten‹ zu fordern, wie das etwa zeitgleich Marx im *Manifest der kommunistischen Partei* (1848) tut, setzt Stifter auf einen langsam und ›von oben‹ geleiteten Umbau durch Erziehung, an dessen Ende sich die sozialen Differenzen zwischen den Ständen ausgeglichen haben werden.¹⁸⁵ Die Hoffnung auf eine so bewirkte Auflockerung sozialer Gegensätze ist im *Nachsommer* in einer weiteren Passage angesprochen, in welcher der Freiherr von seinem Wunsch erzählt, dass die Dienstleute mit ihm und der Familie gemeinsam am Tisch ihre Mahlzeiten einnehmen würden. Das Ziel einer zunehmenden Annäherung zwischen Dienstleuten und Herren, Ungebildeten und Gebildeten, ist folgendermaßen formuliert:

Die Dienstleute gehören auf diese Weise zu der Familie, sie dienen oft lebenslang in demselben Hause, der Herr lebt mit ihnen ein angenehmes gemeinschaftliches Leben, und weil alles, was im Staate und in der Menschlichkeit gut ist, von der Familie kommt, so werden sie nicht blos gute Dienstleute, die den Dienst lieben, sondern leicht auch gute Menschen, die in einfacher Frömmigkeit an dem Hause wie an einer unverrückbaren Kirche hängen, und denen der Herr ein zuverlässiger Freund ist. Seit sie aber von ihm getrennt sind, für die

184 Adalbert Stifter: *Die Landschule*. PRA 16, 156.

185 Kinder weist darauf hin, dass Schmidt und Freytag die soziale Problematik ihrer Zeit verkannt hätten. Kinder: *Poesie als Synthese*. 1973, S. 172. Saskia Haag hat Drendorfs schrittweise Integration in das Rosenhaus kürzlich als einen Prozess des Sich-Fügens beschrieben und dabei angedeutet, dass eine solche langsame Zusammenstimmung dem Modell des Bruches entgegenstehe. Vgl. Saskia Haag: *Auf wandelbarem Grund. Haus und Literatur im 19. Jahrhundert*. Freiburg im Breisgau u. a.: Rombach 2012, S. 149–154.

Arbeit bezahlt werden, und abgesondert ihre Nahrung erhalten, gehören sie nicht zu ihm nicht zu seinem Kinde, haben andere Zwecke, widerstreben ihm, verlassen ihn leicht, und fallen, da sie familienlos und ohne Bildung sind, leicht dem Laster anheim. Die Kluft zwischen den sogenannten Gebildeten und Ungebildeten wird immer größer; wenn noch erst auch der Landmann seine Speisen in seinem abgesonderten Stübchen verzehrt, wird dort eine unnatürliche Unterscheidung, wo eine natürliche nicht vorhanden gewesen wäre. [...]

Es ist kein Zweifel, daß sie sich nach und nach in das Verhältniß [gemeint ist das gemeinsame Einnehmen der Mahlzeiten von Dienstleuten und Herr; RL] würden eingelebt haben, besonders die Jüngeren, bei denen die Erziehung noch wirkt; allein ich bin so alt, daß das Unternehmen weit über den Rest meiner Jahre hinausgeht. (HK 4.1, 135 f.)

Metonymisch ist hier von der Eingliederung der arbeitenden Schichten in den Staat die Rede, von einer langsamen Aufhebung der sozialen Kluft. Wenn Risach von diesem Prozess sagt, er würde ›weit über den Rest meiner Jahre hinausgehen‹, dann entwirft er ihn als ein Projekt der langen Dauer. (HK 4.1, 136) Es sei nur am Rande erwähnt, dass diese und andere Stellen zeigen,¹⁸⁶ dass der Text nicht – wie ein Klischee über ihn lautet – ein rückwärtsgewandtes Bild der Gesellschaft zeigt, sondern anders einen Blick in ihre mögliche Zukunft wirft.

Halten wir vorläufig fest, dass sich der *Nachsommer*, indem er eine bürgerliche Privatwelt beschreibt, zwar in den Erzählkonventionen der Epoche bewegt, diese aber zugleich überschreitet, indem er Angebote stellt, sie als eine ideale staatliche Ordnung zu lesen.

3.2.1.2 Staatskritik als Lebensbeschreibung (Analepse)

Christian Begemann hat über den *Nachsommer* bemerkt, dass »[w]ohl kaum ein zweiter ›utopischer‹ Roman [...] mit solcher Akribie daran [arbeitet], die Spuren seiner auslösenden und grund-legenden Konflikte hinter sich zu verwischen«.¹⁸⁷ Bezogen auf die für die Utopie konstituierende Form des Zweiweltenschemas lässt sich diese Beobachtung zu der Frage verlängern, an welcher Stelle und wie der *Nachsommer* von einer defizitären Ausgangswelt, der er die utopische Ordnungswelt des Rosenhauses gegenüberstellt, eigentlich spricht. Man wird in diesem Zusammenhang auf eine Szene im dritten Band stoßen, in der Risach dem mittlerweile zu seinem Freund gewordenen Heinrich in einer weit ausholenden Rückblende seine Vergangenheit eröffnet. Der alte Mann kommt dabei nicht nur auf seine Jugendliebe, Mathilda Tarona, sondern auch seine frühere Tätigkeit als Staatsdiener und in diesem Zusammenhang die Funktionsweise

¹⁸⁶ Vgl. HK 4.1, 114 f.

¹⁸⁷ Christian Begemann: Die Welt der Zeichen. Stifter-Lektüren. Stuttgart: Metzler 1995, S. 326.

des modernen Staates zu sprechen. Risach erklärt Heinrich, dass der Staat zur Abwicklung seiner Geschäfte eine »Fassung« (HK III, 138) benötige, innerhalb der einzelne Teile am Werk seien. Diese ›Fassung‹, so Risach, würde garantieren, dass Staatsgeschäfte unabhängig von der Qualität ihrer Einzelteile ohne Abbruch und Schwächung fortgesetzt werden können. Um diesen Sachverhalt zu veranschaulichen, wählt der Freiherr das folgende Bild: »Ich könnte ein Beispiel gebrauchen, und sagen, jene Uhr wäre die vortrefflichste, welche so gebaut wäre, daß sie richtig ginge, wenn auch ihre Theile verändert würden, schlechtere an die Stelle besserer, bessere an die Stelle schlechterer kämen.« (HK III, 138) Deutlich ist in dieser mechanischen Staatsmetapher ein Echo auf den dritten von Schillers *Ästhetischen Briefen* zu vernehmen, wo es heißt: »aber das lebendige Uhrwerk des Staats muß gebessert werden, indem es schlägt, und hier gilt es, das rollende Rad während seines Umschwunges auszutauschen.«¹⁸⁸ Auch bei Schiller signalisiert das weiterlaufende Uhrwerk zuallererst eine Kontinuität der Staatsgeschäfte. Während es in den *Ästhetischen Briefen* aber um die Beschreibung eines Staates geht, der, indem er sich wandelt, von revolutionären Umstürzen nicht erschüttert wird, zielt Risachs Rede darauf ab, eine Form der Stetigkeit des Staates zu behaupten, die von der unterschiedlichen Qualität seiner Einzelteile unangefochten bleibt. Auf einer Ebene von höherer Allgemeinheit geht es hier wie dort um die sprachliche Suggestion einer unerschütterten Fortsetzung der Staatsgeschäfte.

Für den ehemaligen Staatsmann hat sich mit dieser Funktionsweise des Staates aber auch eine Schwierigkeit verbunden: Denn der Staatsdiener, so Risach, habe sich bei jeder seiner Einzelhandlungen an der ›Fassung‹, am Ganzen, am Staat zu orientieren. Eben darin aber lag für ihn eine Unvereinbarkeit, denn: »Eine Handlung, die nur gesetzt wird, um einer Vorschrift zu genügen oder eine Fassung zu vollenden«, sagt er, »konnte mir Pein erregen.« (HK III, 140) Risachs Beobachtung ist nur vordergründig als eine Beichte darüber zu lesen, in der Jugend einem Beruf nachgegangen zu sein, zu dem ihm die Voraussetzungen fehlten. In seiner analleptischen Lebensbeschreibung wird vielmehr eine Kritik am Staat sowie die andeutungsweise Erwägung einer anderen Staatsform hörbar. Mit Blick auf die aufgewiesene und als defizitär gezeigte Organisation des modernen Staates stellt Risach die Frage,

188 Friedrich Schiller: Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen. In: Schiller. Werke und Briefe. Hg. von Otto Dann u. a. Bd. 8. Theoretische Schriften. Hg. von Rolf-Peter Janz. Frankfurt a./M.: Deutscher Klassiker-Verlag 1992, S. 556–676; 563.

ob man nicht einen Theil der allgemeinen Geschäfte, wie sie jetzt sind, zu besonderen Geschäften machen, und sie besondern Körperschaften oder Personen, die sie hauptsächlich angehen, überlassen könnte [...] wodurch es möglich würde, daß sich hervorragende Begabungen mehr im Entwerfen und Vollführen von Plänen zu allgemeinem Besten geltend machen könnten. (HK III, 141 f.)

Was Risach hier erwägt ist, das Verhältnis von »Fassung« und »Gestalt«, »Ganze[m]« und »Einzelne[m]«, von »Ordnung« und »Dingen« so weit aufzulockern, dass sich die einzelnen Elemente im Gesamtzusammenhang mehr ›geltend machen könnten‹. (HK III, S. 139, 145 f.)

Die aus seiner eigenen Erfahrung gespeisten Überlegungen, in denen – ähnlich wie in Schillers *Ästhetischen Briefen* auch – die Entfremdung des Individuums vom Staatsapparat registriert ist, zielen darauf ab, dem einzelnen Element innerhalb der Ordnung so viel Raum zu geben, dass seine Entfaltung nicht gekappt würde.¹⁸⁹ Wenn in diesen Ausführungen, wie Dieter Borchmeyer und Karl Wagner beobachtet haben, eine Kritik am modernen Verwaltungsstaat artikuliert wird,¹⁹⁰ dann muss auffallen, wie sehr diese Kritik mit narrativen Mitteln abgeschwächt ist: So wie in der Metonymie des Hauses nur *indirekt* von einem idealen Staate die Rede ist, so ist auch die Staatskritik des *Nachsommer*, weil sie in die selbst erzählte Lebensgeschichte des Freiherren eingelagert und dadurch von der Handlungswelt in eine rückblickend erzählte Welt verschoben ist, nur verborgen artikuliert. Die Rede von Staat, Politik und Gesellschaft erfolgt – und darin besteht eine Kunst des *Nachsommer* – innerhalb der diskursiven Grenzen der Epoche, die jedoch ›von innen‹ heraus überschritten werden.

3.2.1.3 Die Rosenzucht als Modell einer idealutopischen Ordnung (Metapher)

Zu der eben behandelten Passage findet sich im ersten Buch eine Parallelstelle. (HK I, 142–170) Wiederum belehrt Risach seinen jungen Freund, abermals ersetzt der didaktische Bericht die Erzählung und auch hier sind die Redeanteile klar zugunsten des alten Mannes verteilt; lediglich den Gegenstand von Risachs Ausführungen bildet diesmal nicht der moderne Staat, sondern seine Rosenzucht.

¹⁸⁹ Vgl. zu dieser Passage auch Christoph Lorey: »Alles ist so schön, daß es fast zu schön ist: Die sozialkritischen Motive in Adalbert Stifters Roman *Der Nachsommer*. In: German Quarterly 66.4 (1993), S. 477–489.

¹⁹⁰ Dieter Borchmeyer: Ideologie der Familie und ästhetische Gesellschaftskritik in Stifters *Nachsommer*. In: ZfdPh 99 (1980), S. 226–254; 241–243. Karl Wagner: ›Patriarchalisches Stilleben? Ein sozialgeschichtlicher Versuch über Stifters *Nachsommer*. In: VASILo 1.2 (1980), S. 139–165.

Risach spricht hier anders als im dritten Buch nicht von einer Welt außerhalb des Handlungsschauplatzes, sondern beschreibt nun den Ort selbst. Er zeigt, erklärt und veranschaulicht Drendorf seine Rosenzucht, die aufs Engste auch mit seiner Liebe zu Mathilde Tarona verbunden ist, in die sich Risach während seiner Studienzeit verliebt hatte, von der er sich aber auf Anweisung ihrer Eltern und unter großen Schmerzen trennen musste, ehe er nun mit der verwitweten Mathilde in nachsommerlicher Liebe wiedervereint ist.¹⁹¹

Der Zusammenhang zwischen der nun zu analysierenden und der zuvor behandelten Stelle aus dem dritten Buch ergibt sich dadurch, dass wir in Risachs Erläuterungen über seinen Garten ebenjener Denkfigur wiederbegegnen, die in der späteren Rede über den Staat und seine Organisation noch einmal aufgegriffen wird. Der ehemalige Staatsmann zählt, als er die Einrichtungen seines Gartens erläutert, eine Reihe von »Anstalten«, »Mittel[n]« und »Einrichtungen« auf, die hier in Anschlag gebracht sind, um das Gedeihen der Rosen zu ermöglichen. (HK I, 145, 149, 156) Wie bei der Beschreibung des Staates ist auch hier, in der Rede von der Rosenzucht, von einem Rahmen, einer ›Fassung‹, die Rede, die bereitzustellen ist, um den in ihr existierenden Einzelteilen ein entsprechendes Gedeihen zu ermöglichen. 1849 schon zieht Stifter in einer politischen Stellungnahme, dem im *Wiener Boten* erschienenen Artikel »Wen man nicht wählen soll«, einen Vergleich, der für die enge Verbindung dieser beiden Stellen aus dem *Nachsommer* aufschlussreich ist: »Staatsdinge«, schreibt Stifter dort, »sind wie eine Blume, die man hegt und wartet, dann wächs't sie, die man aber über Nacht durchaus nicht hervorbringen kann.«¹⁹² Als politische Intervention gemahnt dieser durchaus traditionelle Vergleich des Staats mit einem natürlichen Organismus die zeitgenössische Leserschaft daran, dass politische Veränderungen langsam, also ›organisch‹ vor sich gehen müssen und Ungeduld fehl am Platz sei. Für eine Lektüre von Risachs Ausführungen über den Staat legt dieser Vergleich es nahe, in der minutiösen Beschreibung der Blumen in Risachs Musterwirtschaft auch die unehrliche Rede von einer idealen staatlichen Ordnung zu sehen; anders gesagt, Risachs ökologisches Modell auch als ein staatliches Modell zu lesen, insofern nämlich, als in der Beschreibung der Rosenzucht eine gegenbildliche Struktur zu der zuvor als defizitär beschriebenen Wirklichkeit des modernen Staates entwor-

¹⁹¹ Einige Beobachtungen über den Zusammenhang zwischen dieser Liebesgeschichte und Risachs Rosenzucht finden sich in: Haag: Auf wandelbarem Grund. 2012, S. 203–206.

¹⁹² Adalbert Stifter: Wen man nicht wählen soll. PRA 16, 110.

fen wird.¹⁹³ Während die Entfaltung des Einzelnen im modernen Staat gekappt würde, ist sie in der Anordnung dieses Mustergutes sehr wohl gewährleistet.

Für den in dieser Passage verborgenen politischen Subtext spricht auch, dass die Beschreibung des Gartens von einer Semantik durchsetzt ist – man denke an die Begriffe ›Anstalten‹, ›Mittel[n]‹, ›Einrichtungen‹ –, die auch auf den Bereich der Staates verweist.¹⁹⁴

Es sollte bis zu diesem Punkte deutlich geworden sein, dass der *Nachsommer* zwar insofern den ästhetischen Leitbildern der Epoche verhaftet bleibt, als seine Handlungswelt eine bürgerliche Privatsphäre darstellt, dass diese aber zugleich überschritten wird und der Text durch Metonymie, Analepse und Metaphernbildung eine soziale Perspektive entfaltet. Vor der Folie des für die Utopie typischen Zweiweltenschemas zeigt sich, dass *beide Seiten* der Gattung, kritisierte Ausgangswelt und ihr überlegenes ideales Gemeinwesen, zwar aufgerufen sind, jedoch in einer unter erzählerischen Vorkehrungen verdeckten Form artikuliert.

¹⁹³ Die Gegensätzlichkeit der beiden Ordnungen (moderner Staat, Risachs Ökologie) wird auch durch die unterschiedlichen semantischen Felder, hier die Mechanik einer Uhr, dort die organische Welt der Natur, verstärkt. Eine Lektüre dieser Stelle findet sich in: Eva Sophie Wiedemann: Adalbert Stifters Kosmos. Physische und experimentelle Weltbeschreibung in Adalbert Stifters Roman *Der Nachsommer*. Frankfurt a./M.: Lang 2009, S. 178–188. Vgl. hierzu auch die Hinweise in Plumpes Überlegungen zum *Nachsommer*: Gerhard Plumpe: Roman. In: Bürgerlicher Realismus und Gründerzeit 1848–1890. Hg. von Plumpe. 1996, S. 529–689; 615. Einen nicht nur auf den *Nachsommer* bezogenen Versuch, Stifters Gärten unter anderem als Ausdruck politischer Ideen zu lesen, unternimmt Herwig Gottwald: Beobachtungen zum Motiv des Landschaftsgartens bei Stifter. In: Stifter-Studien. Ein Festgeschenk für Wolfgang Frühwald zum 65. Geburtstag, Hg. von Walter Hettche, Johannes John und Sibylle von Steinsdorff. Tübingen: Niemeyer 2000, S. 125–145; 133, 136, 140–142.

¹⁹⁴ Verborgen meint im vorliegenden Fall also nicht, wie es Michael Titzmann anhand der *Narrenburg* aufgewiesen hat, ein Verfahren der Textschichtung. Michael Titzmann: Text und Kryptotext. Zur Interpretation von Stifters Erzählung *Die Narrenburg*. In: Adalbert Stifter. Dichter und Maler, Denkmalpfleger und Schulmann. Neue Zugänge zu seinem Werk. Hg. von Hartmut Laufhütte und Karl Möseneder. Tübingen: Niemeyer 1996, S. 335–373. In Risachs Ausführungen zu seiner Rosenzucht gibt es vielleicht keine Stelle, an der sich seine Rede über die Blumen mehr mit seinen späteren Ausführungen über den Staat verbunden zeigt, als dort, wo er Drendorf von einem »Gitter« erzählt, das aufgerichtet werden muss, um den Rosen ihr Gedeihen zu ermöglichen (HK I, 143, 146, 148). Risachs hölzernes Gitter erinnert besonders deutlich an die Struktur einer ›Fassung‹; in beiden Fällen werden Einzelemente geordnet und geschützt, damit sie sich entsprechend entfalten können.

3.2.2 Die Evokation des Gegenbildes durch unzeitgemäßes Erzählen

Frage man, wodurch die als gesellschaftlich erweiterbar gezeigte Privatwelt des Rosenhauses sich ideologisch auszeichnet, wird man zugestehen müssen, dass ihr Profil nicht durch die explizite Auseinandersetzung einer anderen Lebensform vermittelt ist, sondern wiederum indirekt: auf dem Wege einer spezifischen Poetik. Stifter vermeidet es, das ideologische Profil seines utopischen Entwurfs unvermittelt auszustellen; stattdessen erschließt sich dieses erst – wiederum verdeckt – aus einer ›unzeitgemäßen‹ Form des Erzählens. Eine Besonderheit des *Nachsommer*, so eine zweite These dieses Unterkapitels, ist es, eine utopische ›Gegen-Welt‹ durch eine spezifische ›Gegen-Poetik‹ zu konkretisieren. Diese Dimension des Textes wird erst deutlich, wenn man Stifters Poetik in eine zeitgenössische Perspektive rückt und sichtbar macht, wie und wovon sie sich absetzt. Das soll nun anhand des *Einkehr*-Kapitels erfolgen.

3.2.2.1 Rituale statt Ereignisfolgen

Wo im *Nachsommer* im Kapitel *Die Einkehr*, unmittelbar nachdem der junge Drendorf im Risach'schen Anwesen gelandet ist, zum ersten Mal die Welt des Rosenhauses gezeigt wird, lassen sich jene Verfahren, von denen ein zeitgenössischer Rezensent kritisch befindet, »[e]s wird nichts erzählt, es wird nur gesprochen und besprochen«,¹⁹⁵ besonders gut aufweisen.

Mit dem Satz »Nach diesen Worten trat ich ein, er schloß das Gitter, und sagte, er wolle mein Führer sein« hat sich der Eintritt Heinrichs in die Welt des Rosenhauses vollzogen. (HK I, 52) Was nun folgt ist, dass Heinrich von Risach, seinem ›Führer‹, »Beherberger« (HK I, 57), »Gastherr[en]« (HK I, 59) mit den Einrichtungen dieses neuen Ortes vertraut gemacht wird. (HK I, 52–66) Auf semantischer Ebene zeigt sich, dass Stifter, um die Idealität dieses Schauplatzes aufzuweisen, auf negative Attribute vollständig verzichtet und ausschließlich positive Beifügungen verwendet. Die Rede ist von »so edle[m] und schöne[m] Marmor«, »vortrefflich« und »meisterhaft geglättet« (HK I, 52), von der »Stille des Raumes« (HK I, 56) und der »reine[n] Luft« (HK I, 55), von »glänzenden Lichttafeln«, »schöne[m] Fußboden« (HK I, 57), »schönen weißen Linnen« (HK I, 58) und Blumen, die »besonders rein und klar« (HK I, 61) seien. An verschiedenen Stellen verbinden sich solche emphatischen Charakterisierungen von Risachs Anwesen damit, dass der Text dessen Überlegenheit gegenüber der übrigen Welt hervor-

¹⁹⁵ Zit. n. Moriz Enzinger: Adalbert Stifter im Urteil seiner Zeit. Festgabe zum 28. Jänner 1968. Wien: Böhlau 1968, S. 206.

hebt: »Ich sah das Laub deßhalb näher an, und glaubte zu bemerken, daß es auch vollkommener sei als anderwärts [...].« (HK I, 63)¹⁹⁶

In syntaktischer Hinsicht ist der Text von auffälligen Wiederholungsstrukturen bestimmt, die ein wichtiges Merkmal von Stifters Poetik bilden: »*Er führte mich* um das Haus herum; denn in der den Rosen entgegengesetzten Seite war die Thür. *Er führte mich* durch dieselbe ein [...].« (HK I, 52; meine Hervorhebungen; RL) »*Er war* aber kein Garten [...]. *Es war* da eine weitläufige Anlage von Obstbäumen.« (HK, I, 60; meine Hervorhebungen; RL) »*[I]ch sah* durch sie ein Stück Himmel, *theils* rein *theils* etwas bewölkt, und unter dem Himmel *sah ich* ein Stück Gartengrün von emporragenden Bäumen [...].« (HK I, 55; meine Hervorhebungen; RL)

Mit dieser Intensivierung syntaktischer Wiederholungen auf Kosten syntaktischer Wechsel korrespondiert, dass sich auf Geschehensebene, anstatt dass neue Ereignisse gebildet würden, festgelegte Handlungen wiederholen. Das syntaktische Profil des Textes evoziert so eine Welt, in der wir keine Ereignisfolgen, sondern sich immer wiederholende Rituale beobachten können.¹⁹⁷ Mit diesem Abbau hängt es zusammen, dass in der Beschreibung des Rosenhauses Geschehensmomente nicht kausal, sondern enumerativ verbunden sind. Stifters Ersetzung des *Erzählens* durch ein *Aufzählen* geht auch aus der Anordnung der Szenen hervor: Aufeinanderfolgend, jedoch ohne kausallogische Verknüpfung führt Risach den jungen Heinrich zu den verschiedenen Orten des Rosenhauses, dem Ausruhezimmer (HK I, 53), dem Speisezimmer (HK I, 58), dem Garten (HK I, 59) und dem Gewächshaus (HK I, 60). So wie es auf diesem ersten Spaziergang weder eine Umkehr noch ein Überspringen gibt, so macht auch der Texte hier weder vom Verfahren der Rück- noch der Vorausblende Gebrauch und setzt anstelle der kausalen Konjunktionen »weil« oder »nachdem« ein aufzählendes »und«. Vor dem

¹⁹⁶ Ein weiteres Beispiel hierfür ist: HK I, 53, 60, 62. Schon bei der ersten Nennung des Rosenhauses wird betont, dass sich das Anwesen von seiner Umgebung abhebe: »Auch war ein Haus auf einem Hügel, das weder ein Bauerhaus noch irgend ein Wirtschaftsgebäude eines Bürgers zu sein schien, sondern eher dem Landhause eines Städters glich. Ich hatte schon früher wiederholt, wenn ich durch die Gegend kam, das Haus betrachtet, aber ich hatte mich nie näher um dasselbe bekümmert. Jezt fiel es mir umso mehr auf, weil es der nächste Unterkunftsplatz von meinem Standorte aus war, und weil es mehr Bequemlichkeit als die Meierhöfe zu geben versprach. Dazu gesellte sich ein eigenthümlicher Reiz. Es war, da schon ein großer Teil des Landes mit Ausnahme des Rohrberger Kirchthumes im Schatten lag, noch hell beleuchtet [...].« (HK I, 46) Das Rosenhaus ist hell beleuchtet, während ein Großteil der Umgebung schon im Dunkeln liegt. Dieser Aspekt wird ein wenig später noch einmal aufgerufen, wenn von dem »leuchtend[] weiße[n] Band« die Rede ist, »welches in die Landschaft hinaus geschaut, und mich gewissermaßen herauf gelockt hatte.« (HK I, 47)

¹⁹⁷ Das einzige Ereignis in diesem Abschnitt ist die Ankunft eines Knaben. (HK, I, 65)

Hintergrund der zeitgenössischen Norm kausallogischen Erzählens bildet Stifters Prinzip der Aufzählung eine ästhetische Abweichung, mit der sich, wie noch zu zeigen sein wird, auch ideologische Implikationen verbinden.

3.2.2.2 »Figuren wie in einer Schattenwelt«

Der Vorrang, den das *Einkehr*-Kapitel einem aufzählenden zugunsten eines kausallogisch-verknüpfenden Erzählens gibt, wird auch in der Art und Weise manifest, in der es seine Figuren darstellt. Die in dem Rosenhaus lebenden Charaktere werden stets nur aus einer Außenperspektive gezeigt, während uns ihre inneren Motive weitgehend verborgen bleiben. Julian Schmidt hat diese Auffälligkeit des *Nachsommer* in den *Grenzboten* folgendermaßen gerügt: »Es ist charakteristisch, daß die meisten dieser Personen anonym sind, man erfährt ihren Namen in der Regel erst im letzten Bande. Der Name gehört aber auch zur Physiognomie des Menschen und man kommt sich unter diesen schönen, aber beziehungslosen Figuren wie in einer Schattenwelt vor [...].«¹⁹⁸ Auch Risach wird dem Leser im *Einkehr*-Kapitel an keiner Stelle von innen, sondern stets nur von außen gezeigt. Man erfährt einiges über seine Kleidung (HK I, 57, 59), seine Gesichtszüge (HK I, 50) und seine Haare (HK I, 49), während seine Gedanken und Gefühle sowie seine Entwicklung und Herkunft (noch) an keiner Stelle mitgeteilt werden.

Mit dieser Zurückhaltung erzeugt der Text um Heinrichs »Führer« zunächst ein Geheimnis, das damit korrespondiert, dass auch der Ort der Handlung, das Rosenhaus, von Beginn an in einem geheimnisvollen Licht steht. Das Anwesen entzieht sich einer klaren Einordnung, wenn es heißt, dass es aus weiter Ferne betrachtet einen »eigenthümliche[n] Reiz« (HK, I, 46) erwecke und »weder ein Bauernhaus noch irgend ein Wirtschaftsgebäude eines Bürgers« sei, und dem »Landhause eines Städters« nur gleiche, ohne es zu sein. (HK I, 46)

In einer Nebenbemerkung sei der Hinweis erlaubt, dass Stifter damit ebenso wie mit dem eingangs erwähnten meteorologischen Zufall, aufgrund dessen Heinrich im Rosenhaus »strandet«, eine Konvention der Utopie aufruft: Ihre Idealwelten, seien es nun Inseln oder verborgene Täler, erscheinen den Ankömmlingen oftmals zunächst als nicht einzuordnende, rätselhafte Orte, deren Überlegenheit sich erst langsam entdecken wird.¹⁹⁹ Das zunächst noch Sonderbare, Rätselhafte

¹⁹⁸ Zit. n. Enzinger: Adalbert Stifter im Urteil seiner Zeit. 1968, S. 209–219; 218.

¹⁹⁹ Das gilt bspw. für Bacons Utopie *Neu-Atlantis*, in der die auf der Insel Ankommenden mit Zeichen willkommen geheißen werden, die sie nicht verstehen. Vgl. Bacon: Neu-Atlantis. 2007, S. 6. Voßkamp hat diese Konvention anhand von Goethes *Wanderjahren* aufgewiesen, in denen die »pädagogische Provinz« zunächst als ein rätselhafter Ort gezeigt ist. Vgl. Voßkamp: Utopie

oder noch Zurückgehaltene sowohl Risachs als auch seines Anwesens enthüllt sich im *Nachsommer* erst schrittweise, wobei die Bewegung von der ersten Kontaktaufnahme bis hin zur Entdeckung der idealen Welt besonders weit gedehnt ist.²⁰⁰

Der eigentliche Gewinn, der sich mit der ›Schattenhaftigkeit‹ der Subjekte im *Nachsommer* verbindet, ist die Aufwertung der Objektwelt: In dem Maße, in dem die Individuen der Welt des Rosenhauses nur skizzenhaft und flach bleiben, kann der Text seine Aufmerksamkeit verstärkt auf die oftmals alltäglichsten Gegenstände lenken.²⁰¹ Anstelle von Heinrich und Risach werden die Tische, Türen, Böden und Fenster beschrieben, wodurch eine ebenfalls mit ideologischen Implikationen verbundene Rehierarchisierung von Objekten und Subjekten erreicht wird.

3.2.3 Die Gegen-Poetik des *Nachsommer* und seine Gegenwelt im Kontext

Wenn in der Stifter-Forschung argumentiert wird, dass das Gattungssignal des *Nachsommer*, ›Eine Erzählung‹, ein Indiz für Stifters Zurückweisung der Programme des *Grenzboten*-Realismus darstellt und einen Hinweis für sein Bemühen um eine Form des Erzählens, die abseits der realistischen Romanproduktion steht, dann lassen sich die zuletzt aufgewiesenen Erzählverfahren, Entfabelung, Enumeration und Entsubjektivierung, in ebendiesem Sinne als eine dem Programmrealismus entgegengesetzte Poetik beschreiben.²⁰²

Für den vorliegenden Zusammenhang ist nun entscheidend, dass Stifters unzeitgemäßes Erzählen einem ideologischen Anspruch geschuldet ist, der im

und Utopiekritik in Goethes Romanen *Wilhelm Meisters Lehrjahre* und *Wilhelm Meisters Wanderjahre*. 1982, S. 227–249; 237 f.

200 Erst langsam wird Heinrich mit den Ordnungsstrukturen des Rosenhauses vertraut gemacht, und es werden mehr als hundert Seiten zurückgelegt, bis sich sein Gastherr im fünften Abschnitt zu erkennen gibt: »Man nannte mir einen Mann, der einmal in hohen Staatsämtern gestanden war; man nannte mir aber zwei Namen, den Freiherrn von Risach und einen Herrn Morgan. Ich war nun wieder ungewiß wie vorher.« (HK I, 179) Erst im dritten Band herrscht endlich Gewissheit: »Ihr werdet wohl wissen«, sagt der alte Mann zu Heinrich, »daß ich der Freiherr von Risach bin.« (HK III, 136) Ähnliches gilt für Natalie, deren Identität und Familienverhältnisse erst am Textende feststehen.

201 Vgl. den Hinweis von Christian Begemann: Adalbert Stifter und die Ordnung des Wirklichen. In: Realismus. Hg. von Begemann. 2007, S. 63–84; 79.

202 Vgl. Karl Wagner: Die Litanei der Phänomene. Zum 200. Geburtstag ist seine Ästhetik keineswegs veraltet. Adalbert Stifters andere Art zu erzählen. In: Neue Zürcher Zeitung. 22.10.2005, S. 65.

Sinne von innerliterarischen Positionskämpfen nur unzureichend beschrieben ist: Stifters Emphase wiederkehrender Rituale anstelle kausal verknüpfter Ereignisfolgen evoziert eine Welt der Ent-schleunigung, die sich von ebenjener Be-schleunigung der Wirklichkeit absetzt, für welche die zeitgenössische Arbeits- und Leistungsideologie des Bürgertums steht. Anders gewendet, setzt *Der Nachsommer* gegen die akzelerierende Zeitform seiner Epoche eine poetisch evozierte Langsamkeit und Opposition zur Beschleunigung der Lebenswelt.²⁰³ In dieselbe Richtung gehend spricht auch die Aufwertung alltäglichster Gegenstände anstatt der Darstellung von Figuren ein Plädoyer für eine Ästhetisierung der Alltagswelt, die ihrerseits kritisch auf die stärker werdende Ausdifferenzierung bürgerlicher Lebenswelten antwortet. Statt einer scharfen Trennung von Alltag und Kunst, nicht zuletzt eine Folge der bürgerlichen Leistungsideologie, setzt der *Nachsommer* eine Welt, in der die Kunst in den Alltag eingelagert ist.

Es spricht ein weiteres Mal für die Zukunftsorientiertheit von Stifters Text, dass eine Zusammenführung der beiden Sphären, Alltag und Kunst, die besonders deutlich aus der Beschreibung des ›Schreinerhauses‹ hervorgeht, in einer der wichtigsten Utopien der Zeit um 1900 aufgegriffen wird: William Morris' *News from Nowhere* (1890), eine Utopie, die als eine Antwort auf das zu Ende des 19. Jahrhunderts immer stärker werdende Problem der entfremdeten Arbeit ein Tätig-Sein vorstellt, das Arbeit und Kunst verbindet.²⁰⁴

Stifters Verfahren der Entfabelung und seine Aufwertung von Dingwelten sind in diachroner Perspektive immer wieder als eine Antizipation der literarischen Moderne des 20. Jahrhunderts beschrieben worden.²⁰⁵ Betrachtet man diese Poetik aber in synchroner Perspektive, das heißt mit Blick auf die Theorie und teilweise auch Praxis des bürgerlichen Realismus, dann wird sie als eine Gegen-Poetik sichtbar, durch die auch ein Gegen-Bild zu jener bürgerlichen

203 Einige dieser Überlegungen folgen: Sabine Schneider: Entschleunigung. Episches Erzählen im Moderneprozess. In: *Gattungs-Wissen*. Hg. von Bies, Gamper, Kleeberg. 2013, S. 247–264.

204 Dass und wie die *Nachsommer*-Welt an Morris' *News From Nowhere* erinnert, habe ich an anderer Stelle zu zeigen versucht: Leucht: Ordnung, Bildung, Kunsthandwerk. 2009, S. 289–306. Über die deutschsprachige Rezeption von Morris informiert: Annette Simonis: Politische Utopie und Ästhetik. Die deutsche William Morris-Rezeption. In: Beiträge zur Rezeption der britischen und irischen Literatur des 19. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum. Hg. von Norbert Bachtleitner. Amsterdam, Atlanta: Rodopi 2000, S. 171–214.

205 Vgl. Sabine Schneider: Die stumme Sprache der Dinge. Eine andere Moderne in der Erzähl-literatur des 19. Jahrhunderts. In: *Mediale Gegenwärtigkeit*. Hg. von Christian Kiening. Zürich: Chronos 2007, S. 265–281. Vgl. auch: Wagner: Die Litanei der Phänomene. 2005. Als Autoren und Strömungen werden gerne genannt: Gustave Flaubert, Francis Ponge, Rainer Maria Rilke, der ›Nouveau Roman‹ und Peter Handke.

Lebensweise der Jahrhundertmitte evoziert wird, welche der Programmrealismus durch die Literatur bestätigt wissen möchte.²⁰⁶ In eine harte These gefasst, bringt Stifters *Nachsommer* eine unzeitgemäße Erzählweise in Stellung, mit dem Ziel, eine Welt zu errichten, die der sich beschleunigenden, ausdifferenzierten Arbeitswelt und damit der bürgerlichen Leistungsästhetik entgegensteht. Diese ideologische Substanz der *Nachsommer*-Utopie erschließt sich erst aus der historischen Analyse ihrer Poetik.

3.2.4 Der Druck auf die Gattung Utopie und das Dilemma des *Nachsommer*

Es sollte deutlich geworden sein, dass der *Nachsommer* das Gegenbild zu einer Lebensweise, wie sie der Programmrealismus durch die Literatur bestätigt wissen möchte, erstens aus seiner Poetik heraus entwirft und dass er zweitens eine bürgerliche Handlungswelt zeigt, in deren Ausarbeitung Angebote gestellt werden, um diese private Ordnungswelt zu einer sozialen Perspektive zu erweitern. Bemerkenswert ist sowohl, dass von Staat, Politik und Gesellschaft immer nur indirekt, durch Verfahren der Metonymie, Analepse und Metapher die Rede ist, als auch, dass das Gegenbild der *Rosenhaus*-Welt aus einer anderen Form des Erzählens entwickelt wird, die ohne ideologische Explikationen auskommt. Der *Nachsommer* ist, betrachtet man ihn im Kontext der Utopiegeschichte, dadurch charakterisiert, dass sowohl sein kritischer Bezug zur sozialen Wirklichkeit als auch sein idealutopisches Gemeinwesen nur verborgen artikuliert werden. Aus autorenspezifischer Perspektive zeigt sich diese Zurückhaltung aufs Engste mit den poetologischen Vorstellungen Stifters verbunden, der sich an verschiedenen Stellen und schon vor der Revolution von 1848 gegen eine agitatorische Literatur ausspricht. In »Ueber Stand und Würde des Schriftstellers« wendet er sich gegen jene Autoren, deren Werke sich allzu explizit auf Ereignisse der Tagespolitik, »das Beschränkte, nur einer Zeit, einem Raume, einer Parthei, oder gar nur einer kleinen Umgangsgesellschaft Angehörige«²⁰⁷ beziehen. Wenn sich Stifter ab 1848 mit Beiträgen unter anderem in der *Constitutionellen Donau-Zeitung* und dem *Wiener Boten* auch in die politischen Debatten einzuschalten beginnt und

206 Diese Opposition zum Programmrealismus wird auch anhand der kritischen Rezension des *Nachsommer* durch einen seiner Protagonisten, Julian Schmidt, deutlich. In der bereits zitierten Rezension in den *Grenzboten* (vgl. Fußnote 198 in diesem Kapitel) beklagt Schmidt neben der Schattenhaftigkeit von Stifters Figuren auch das Fehlen kausallogischer Verknüpfungen, einer, wie es heißt, »strenge[n] Notwendigkeit des Lebens«. Vgl.: Enzinger: Adalbert Stifter im Urteil seiner Zeit. 1968, S. 218.

207 Adalbert Stifter: Ueber Stand und Würde des Schriftstellers. PRA 16, 14.

wenn er in seiner Tätigkeit als Schulrat in Protokollen und Stellungnahmen auch die prekäre soziale Lage etwa der oberösterreichischen Lehrer explizit anspricht, so hat er stets darauf geachtet, sein literarisches Werk von direkten Bezugnahmen solcher Art frei zu halten.²⁰⁸ Weil aber der *Nachsommer*, wie deutlich geworden sein sollte, nicht einfach *nicht* von Staat und Gesellschaft redet und nicht einfach *kein* Gegenbild zu den dominanten ästhetischen und ideologischen Leitbildern der Epoche entwirft, sondern beides – in einer sehr spezifischen Form – tut, können Hinweise auf die diskursive Selbstbeschränkung des Schriftstellers Stifter das besondere Profil des *Nachsommer* auch nicht zureichend erklären. Erst aus einer gattungsgeschichtlichen Perspektive kann das Dilemma des *Nachsommer* erklärbar gemacht werden, das daraus resultiert, ein idealutopisches Gemeinwesen zu entwerfen, das unter den Vorzeichen der utopieskeptischen Epoche des bürgerlichen Realismus steht. In dem Umstand, dass Stifters Gegenbild aus einer Gegen-Poetik, jedoch nicht offensiver vorgetragen wird, sowie anhand der Vorkehrungen des Textes, seinen kritischen Wirklichkeitsbezug zu lockern, wird nicht zuletzt die Schwierigkeit manifest, eine Utopie unter den Einschränkungen des bürgerlichen Realismus zu schreiben. Jener Druck, der nach 1848 auf der Gattung lastet, kehrt im *Nachsommer* als ein textinternes Dilemma wieder, das also darin besteht, unter den ästhetischen Prämissen der Epoche ein gegenwartskritisches, idealutopisches Gemeinwesen zu entwerfen; etwas zeigen zu wollen und zugleich aufgrund der herrschenden Diskursgrenzen entschärfen zu müssen.

Der vor dem Hintergrund der Gattungsgeschichte der Utopie als zurückhaltend zu beschreibende Modus der *Nachsommer*-Utopie ist in diesem Sinne das Ergebnis einer Gattungsmodifikation, die dem Druck geschuldet ist, unter dem die Utopie nach 1848 steht.

4 Auswanderung und Utopie

Kehren wir zum Ausgangspunkt des vorliegenden Kapitels zurück, dann erinnern wir uns, dass Amersins *Land der Freiheit* von der Gründung einer utopischen Insel erzählt. Heinrich, der von der Gesellschaft, in der er lebt, müde geworden ist,

²⁰⁸ Zu Stifters journalistischer Arbeit vgl. den Beitrag: Monika Ritzer: Lektionen in Demokratie: Adalbert Stifters politische Essays. Textstrategie und kulturhistorische Heuristik. In: Kulturpoetik 10 (2010), S. 177–198. Zu Stifters amtlichen Schriften vgl.: Johannes John: Äußerungen eines ›Gefertigten‹. Edition und Interpretation am Beispiel von Adalbert Stifters Amtlichen Schriften zu Schule und Universität. In: Figuren der Übertragung. Hg. von Gamper, Wagner. 2009, S. 155–173.